Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 9

Artikel: Der Grenadier von der Beresina [Fortsetzung]
Autor: Vallotton, Georges
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638414

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Grenadier von der Beresina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossenbacher) Fortsetzung 8

Wir zogen nach Süden, aber vor allem sollten wir uns mit der Großen Armee wieder vereinigen, unsere Waffenbrüder und den Kaiser wiederfinden.

Keiner ahnte, was unser wartete.

In der gleichen Richtung, aber in weiter Ferne, hörten wir den Lärm eines Kampfes. Das machte wenig Eindruck auf uns. Wir bildeten die letzte Nachhut. Die Zerstörung der Dünabrücke bei Polotzk sicherte uns wenigstens einige Tage der Ruhe, für den Fall, daß uns die Russen Wittgensteins verfolgen sollten. Übrigens waren sie beim letzten Zusammenstoß derart mißhandelt worden, daß es wohl möglich schien, sie würden sich nicht so bald wieder an uns reiben. Der Kampf, dessen abgeschwächtes Echo wir gehört hatten, war einem abgetrennten Detachement geliefert worden, das uns den Rückzug abzuschneiden versuchte und das von unserer Vorhut über den Haufen geworfen worden war.

Je mehr wir übrigens nach Süden kamen, desto weniger war das immer noch unendlich traurige Land ausgeraubt im Vergleich zur Gegend um Polotzk, die während Monaten zerstört und geplündert worden war von den Futtersuchern zweier Armeen. Da es uns gelungen war, bei der Räumung der Stadt eine Herde Vieh zu retten, konnten wir uns wenigstens halbwegs ernähren. Die Kälte war schon recht scharf, und um so mehr schätzten wir die klugen Maßnahmen des Marschalls Saint-Cyr, der Monate zum voraus aus den Lagern hatte warme Kleidungsstücke kommen lassen, mit denen wir nun bekleidet wurden.

Auf unserem Zuge fingen wir auch etwa feindliche Transportkolonnen ab, deren Wagen mit Pelzwerk gefüllt waren, das uns nun sehr willkommen war; denn von Anfang November an nahm die Kälte rasch zu. Da erhielten denn Erfindungsgeist und Phantasie freies Spiel. Da sich zeigte, daß vor allem die Schafpelze einen guten Schutz gegen die Unbilden des Wetters waren, suchte man überall, wo wir durchkamen, nach ihnen, und mehr als einer von uns verdankt sein Leben der Vorsicht, sich mit Schaffellen bekleidet zu haben. Wohl verlor dabei die Uniformvorschrift zimlich viel an Gültigkeit; aber wenn auch unsere Regimenter äußerlich mehr und mehr abwichen von dem, was sie einst gewesen waren, als sie noch vor sechs Monaten in ihren Uniformen auf der Place du Carrousel paradiert hatten, so regelte doch noch die gleiche Mannszucht die Märsche und Verteilungen, die gleiche Disziplin hielt den Korpsgeist aufrecht, der allein eine Armee davor schützt, die Beute der Verlotterung zu werden.

Ich für meinen Teil trug Sorge dafür, daß meine Gruppe stets eine oder zwei Notrationen behielt, und diese Maßnahme wurde uns in der Folge äußerst nützlich. Mit der Kälte war der Himmel wieder klar geworden, so daß wir ohne allzu große Mühe vorwärts kamen; aber am 4. November begann es unmäßig zu schneien. Ein eisiger Wind trieb die Flocken daher und ließ uns bis auf die Knochen frieren. Bisher hatten wir nur gegen Männer zu kämpfen gehabt, freilich in einer trostlosen Natur. Von nun an aber begann ein weit schärferer und mörderischerer Kampf.

Zu dem wieder angriffslustig gewordenen Feind, der uns ständig im Nacken saß, gesellte sich nun noch die Kälte, diese russische Kälte, die wir noch nicht kannten.

An der Straße, die uns über Lepel nach Orscha führte, fanden wir immerhin noch einige Nahrung, wenn auch unter Schwierigkeiten. Nach dem Marsch durch die trostlose Ebene mit ihren dünnen Wäldern konnten wir in den armen Dörfern, die wir fanden, einigermaßen unter Dach schlafen, sofern wenigstens die Kroaten von der Vorhut, die geschicktesten Marodeure, die ich jemals kennen lernte, den nachfolgenden Kameraden noch etwas übriggelassen hatten. Trotz allem hielt die Moral der Truppe, die für eine Armee so wichtig ist wie Nahrung und Munition, ungebrochen stand. Wir machten Späße, und bisweilen sangen wir sogar alte Kehrreimlieder.

Mir ist, als sähe ich noch Rochat mit seinem unzertrennlichen Nasenwärmer an meiner Seite marschieren, den Kopf in ein großes Taschentuch eingehüllt, das er unter seiner hohen Pelzmütze durch gebunden hatte. Sein Gesicht war von der Kälte gerötet und ein Bart, voller Reif vom Atem, stieg ihm bis in die Augen hinauf. Solange ihm nur der Tabak nicht ausging, war er guter Laune trotz allem, und stets wiederholte er mir:

Gelt, Wachtmeister, das ist böser als in Les Risoux? Ist schon eine verdammte Laune des Schicksals! Aber diesmal geht's doch wenigstens der Heimat entgegen."

Der arme Rochat! Er sollte La Vallee, von dem er mir immer erzählte, nie wieder sehen. Aber in jenem Augenblick ahnte er noch nichts davon, so wenig wie wir andern.

Was uns auf diesem Marsch immer wieder Mut gab, das war, die Regimentskantine zu sehen, die uns von Polotzk her nachgefolgt war, wie früher von Marseille nach Paris, von Paris nach Magdeburg und von da an den Njemen. Wir brauchten nur an einer Wegbiegung den kleinen Karren mit dem über Reifen gespannten Leinwanddach zu sehen, oder gar die Marketenderin mit ihrer hübschen Stimme rufen zu hören: „Vorwärts, hü, Minette!", so wurden wir heiterer und bekamen wieder Mut in die Knochen.

Die Marketenderin hieß Katherine. Sie war von Geburt eine Luzernerin, noch jung und die Frau eines Musikers aus dem 2. Regiment. Sie war blond, mit klaren, lebhaften Augen, die uns frank ins Gesicht schauten, mit runden, vollen Backen wie Äpfel. Vor allem aber hatte sie selbst unter den schwierigsten Umständen stets einen ruhigen Mut und eine Heiterkeit, die uns alle erfreute.

Ach, die wackere kleine Frau, so heldenhaft im Grollen der Schlacht, so kindhaft heiter selbst in den schlimmsten Lagen, immer fröhlich und lächelnd, trotz allem!

Sie hatte nichts weiter dabei gefunden, der Armee mit ihrem Wagen nachzufolgen, an den ein kleines Pferd vorgespannt war, dessen Haare so lang geworden waren, daß das Tier wie mit einem Pelz bedeckt schien. Katherine nannte ihr Pferdchen, das so tapfer war wie sie, „Minette" und pflegte

es mit unablässiger Hingabe. Das erstaunlichste aber ist, daß eines wie das andere diesen Rückzug überlebt hat und daß wenigstens Katherine, unsere brave Marketenderin vom 2. Regiment, gesund und heil in die Heimat zurückkehren konnte.

Ihr Mann, den sie ebenfalls zu retten vermochte, ist später in holländische Kriegsdienste eingetreten. Sie selber beschloß ihre Tage an der Spitze eines Gasthofes in Luzern, glaube ich. (Historisch.)

Es hieß immerhin etwas, sich führen zu lassen und Vertrauen zu haben!

Man muß wohl sagen, daß ein Gedanke uns alle aufrecht erhielt: die Gewißheit, bald zur Großen Armee zu stoßen, die man auf dem Rückzug nach Wilna wußte. Einmal mit ihr vereinigt und wieder unter dem Befehl des Kaisers, waren wir sicher, den Feind, wer es auch immer sei, zu besiegen und endlich das Ende dieses Feldzuges zu erleben, der ebenso enttäuschend wie wenig ruhmreich war.

Unterwegs vereinigten wir uns mit dem Korps des Marschalls Victor und marschierten munter drauflos. Wenn sich uns die Russen zu sehr näherten, überrannten wir sie und brachten ihnen schwere Verluste bei, worauf wir den Marsch fortsetzten. Wir achteten kaum mehr auf die Hurras der Kosaken, die plötzlich auf unsern Flanken auftauchten, die wir aber mit einigen Gewehrschüssen verjagten. Sie verschwanden dann, um bald wieder zu erscheinen mit ihren langen Lanzen, die ihre hohen Pelzmützen überragten.

Wenn sie sich auf Schußweite heranwagten, dann machten unsere besten Schützen ein Spiel daraus, sie abzuschließen, um ihre Pferde nehmen zu können. Das waren kleine Tiere, abgezehrt und knochig, die scheinbar nur die Haut über dem Skelett trugen. Aber sie belohnten den geschickten Schützen immerhin dadurch, daß sie ihn einen oder zwei Tage trugen, worauf sie, da man sie nicht mehr füttern konnte, wenigstens noch Fleisch für eine Lagermahlzeit lieferten. Wir waren nicht wählerisch, und dieses zähfaserige und süßliche Fleisch, das wir in Ersetzung des Salzes mit Pulver würzten, nährte uns wenigstens. Da konnte man denn am Abend sehen, wie um die mit feuchtem Holz entzündeten Feuer, die einen beißenden Rauch verbreiteten, die Leute herumsaßen und mit leuchtenden Augen den Kochtopf überwachten, während andere an der Spitze ihrer Ladestöcke Fleischstücke rösteten, das heißt außen herum verkohlten, während das Innere nicht genug Zeit hatte, um gar zu werden. Trotzdem gab es eine Mahlzeit, und man hatte etwas weniger kalt, wenn der Bauch nicht so leer war.

Da machte uns aber ein Abenteuer, das dem wackern Rochat widerfuhr und das für ihn recht übel hätte ausfallen können, etwas vorsichtiger.

Eines abends also hatte er an einem Waldrand, wie von einem Anstand aus, einen Kosaken abgeschossen, und der Mann samt der langen Lanze war verschwunden. Ganz glücklich über seine Geschicklichkeit legte Rochat Sack und Gewehr nieder und rannte los durch den Schnee, in der er bei jedem Schritt einsank. Bald sahen wir ihn zurückkommen, ruhmreich auf dem Gaul reitend, den er mit kräftigen Absatzhieben und Zügelrucken leitete.

Als er wieder in die Kolonne eingetreten und seine Waffen aufgenommen hatte, ritt er nicht besser und nicht schlechter als ein Offizier, und er fand diese Art der Fortbewegung völlig nach seinem Geschmack. Es war schon dunkel, denn im November fällt die Nacht früh herein, so daß man nicht weit über die Regimentskolonne hinaussehen konnte. Immerhin sah man noch genug, um die Umrisse einiger Kosaken mit ihren verfluchten Lanzen unterscheiden zu können. Niemand wußte, woher die Kerle kamen, und sie hielten sich vorsichtig außer Schußweite, folgten uns aber in respektablem Abstand beidseitig der Kolonne wie ein Wolfsrudel.

Rochats Gaul sah sie ebenfalls und vor allem hörte er sie. Er spitzte die Ohren und wieherte leise. Plötzlich, ohne daß sich jmand klar werden konnte, was eigentlich geschah — so rasch ging alles — verließ das Tier mit seinem Reiter die Marschkolonne und raste in gestrecktem Galopp dem Walde zu. Wir wagten nicht zu schießen, aus Furcht, den Kameraden zu treffen, der sich an den Hals seines Reittieres anklammerte und gar nicht mehr breit war. Der arme Kerl hatte sicher nicht oft Gelegenheit zum Reiten gehabt an den Ufern seines heimischen Sees! Einen Augenblick hörte man wilde Schreie, gefolgt vom Knall eines Schusses, und wir dachten schon, wir würden den wackern Rochat nie mehr sehen. Aber bei diesen Leuten aus der Vallee muß man nie verzweifeln. Sie haben immer noch irgend einen schlauen Kniff im Hinterhalt.

Noch waren keine zehn Minuten verstrichen, so hörten wir wiederum ein Galoppgeräusch, diesmal aber so, als wollte uns jemand einholen. Den Finger am Abzug warteten wir, um besser sehen zu können, und da hörten wir Rochats Stimme rufen: „Schießt nicht, zum Teufel ... Ich bringe zwei zurück!..."

Unter immer neuem Gelächter der Zuhörer erzählte er uns dann von seinen Gefühlen, als das Vieh ihn forttrug und die Figuren der Kosaken immer größer wurden, je näher ihnen das verteufelte Biest kam. Nur schon die langen Lanzen zu ihren Seiten zu sehen, machte ihm eine richtige Hühnerhaut, und kalter Schweiß rann ihm den Buckel hinunter. Immerhin war es ihm gelungen, die Zügel zu fassen, und in seiner Angst hatte er mit solcher Kraft am Gebiß gezogen, daß der Gaul zum Stehen kam, mit halb ausgerissenem Kiefer. Da waren aber auch schon die Kosaken ganz nahe. Aber Rochat, der nicht an die Augen fror, hatte indessen Zeit gefunden, eine große Sattelpistole aus dem Halfter zu ziehen, die zufällig geladen war und die er aus größter Nähe auf den ersten Kosaken abschoß. Der Mann fiel. Sein Gefährte verzichtete auf den Rest, wandte seinen Gaul und verschwand im Gehölz, und so kehrte unser Kamerad mit doppelter Beute zurück, nicht ohne zuvor seinem Pferd eine solche Lehre erteilt zu haben, daß dieses, gehörig gebändigt, von da an unserer Fahne treu blieb. Man muß aber auch sagen, daß Rochat nach der rauhen nun auch die milde Art anwandte und für seinen „Kosak", wie er den Gaul nannte, immer noch etwas Heu auftrieb, wenn für die andern längst nichts mehr zu finden war und daß er mit ihm sogar seine magere Kost teilte. Das zweite Pferd verschwand einige Tage später, vor Borissow, wie ich noch berichten werde.

Diese kleinen Vorfälle verschafften uns einige Augenblicke der Zerstreuung. Sie machten uns die Feindseligkeit dieser endlosen Wälder, dieser trostlosen Natur vergessen, durch die wir hindurchmarschierten, ohne selber zu wissen, wohin wir gingen.

Die Kälte war furchtbar geworden. Tagsüber ertrugen wir sie beim Marschieren noch leichter; aber die Nächte waren fürchterlich. Die Biwakfeuer gaben nur ganz nahe beim Glutbaufen einige Wärme. Zwei Schritte davon entfernt, gefror man bereits. Wenn wir keinen Unterschlupf fanden und draußen unter dem Wind biwakieren mußten, der uns Eisnadeln ins Gesicht jagte, dann krochen wir wie Tiere unter die schneebedeckten Zweige, die uns wenigstens einigen Schutz boten. Wir drückten uns aneinander und konnten so bei 15 Grad und mehr Kälte schlafen, so müde waren wir nach den langen Tagesmärschen.

Wehe den Schildwachen, wenn sie sich vom Schlaf übermannen ließen. Man fand am Morgen von ihnen nur mehr einen steifen Körper, hart und trocken wie ein Stück Holz. Wir verloren so mehrere der Unsrigen, aber doch weniger als man hätte glauben können. Wir fühlten uns gegenseitig füreinander verantwortlich. Das war unsere größte Stärke und unser Heil in diesen schrecklichen Augenblicken. Wenn wir unsere Führer, vom alten Obersten Raguettly, von Von der Weid, einem Tapfern unter den Tapfern, der unsern bei Polotzk verwundeten Obersten Castella ersetzt hatte, bis zu den Truppenoffizieren, das gleiche Elend und die gleichen armen Freuden der Soldaten teilen sahen, dann liebten wir sie nur um so mehr. Wir sammel-

ten uns um sie, und dieser Zusammenhalt, diese Anstrengung aller zum gemeinsamen Wohl hat unsere Regimenter lange Zeit vor der Demoralisation bewahrt, die der Tod einer Armee ist. Und dann sah man auch von Zeit zu Zeit das Wägelchen unserer Marketenderin. Das machte uns warm ums Herz, als ob das Schnapsfäßlein unter der Wagenblache uns seine Wärme nur schon vom Segen gespendet hätte.

Bisweilen, wenn der Feind uns etwas in Ruhe ließ und eine bleiche Sonne die schneeträchtigen, schweren Wolken durchbrach, erhob sich aus der Marschkolonne ein Lied, und einige versuchten, den Kehrreim leise mitzusingen, und das war dann wie ein flüchtiger Hauch aus der Heimat, der für einen Augenblick den Mut belebte und uns vergessen ließ, daß wir Hunderte von Meilen von daheim verloren waren. Eine gewaltige Hoffnung schwellte unsere Herzen und ließ uns all das Elend ertragen.

Seit einigen Tagen pfeilte übrigens unser Marsch geradewegs nach Süden. Wir näherten uns so der Etappenlinie der Großen Armee. Durch die Reihen ging sogar das Gerücht, daß wir bald unsern Kameraden begegnen würden. Von da an schien es uns, daß unsere Leiden, wenn wir erst mit den andern Truppen vereinigt wären, ein Ende haben und diese endlosen Märsche ins Unbekannte und unter einiem eisigen Wind aufhören müßten.

Einmal mehr waren wir nach Westen abgeschwenkt, und das allein schon erfüllte uns mit Hoffnung. Der seit dem Morgen in großen Flocken fallende Schnee hatte endlich aufgehört, und wie es zu dieser Jahreszeit etwa geschieht, der Himmel hatte sich plötzlich geklärt, und von dem erhöhten Standort aus, auf dem wir angehalten hatten, sahen wir in eine ungeheure Weite. In der Ferne, am Ufer eines Flusses, schimmerten einige Dächer, überhöht von einem zwiebelköpfigen Kirchturm. Unsere Offiziere standen um den Obersten herum, der mit seinem Fernrohr den Horizont absuchte und die Karte auf dem Sattelbogen ausgebreitet hatte. Rauchwolken erhoben sich im Osten und der dumpfe Donner von Kanonen zeigte an, daß man sich in dieser Richtung schlug. Auch im Süden hörte man Kanonenrollen, während näher bei uns das Gewehrgeknatter unserer Nachhut-Infanterie erschallte, im ständigen Kampfe mit der Armee Wittgensteins, die uns seit Polotzk, ohne jemals locker zu lassen, beunruhigt hatte.

Wir sind also nurmehr einige Meilen von der großen Straße entfernt, die von Smolensk über Orscha und Bobr nach Wilna führt. Aber nicht verstehen können wir den Kanonendonner im Osten, in der Richtung nach Borissow, und zugleich im Westen, von Bobr her. Man schlug sich also dort unten. Aber wo war denn die Armee? Wo war der Kaiser? Ich habe schon gesagt, daß in Polotzk das Gerücht umlief — woher es kam, wußte niemand —, daß die Armee in Moskau eingezogen sei, dann aber die von ihren Einwohnern angezündete Stadt wieder verlassen habe; aber all dies hatte uns so unwahrscheinlich geschienen, daß wir dem Geraune keinen Glauben beimaßen. Der Kaiser mußte zweifellos, wie immer siegreich gewesen sein. Nach der Niederlage des Feindes würde er den Frieden diktieren, und dann würde der Feldzug zu Ende sein.

Bald gingen unter den Offizieren einzelne Namen um. Die Stadt dort sei Borissow, der Fluß mit dem geschlängelten Lauf sei die Beresina.

Aber wieso dann die Kanonenschüsse im Osten, im Westen, im Süden auch? Wozu dieser Rückzug vor den Russen Wittgensteins, die uns keine Ruhe ließen und die, so oft sie auch geschlagen wurden, wenn sie sich zu sehr an uns rieben, doch immer wieder die Verfolgung aufnahmen und die uns seit Polotzk wie eine Jagdmeute gefolgt waren?

Ängstlich befragten wir uns, ohne aber eine Antwort zu finden.

Übrigens liefen von allen Seiten her Offiziere auf den Marschall Oudinot zu, der — kaum erholt von seiner schweren Verwundung, die er vor Polotzk erhalten — unlängst das Kommando über unser Armeekorps wieder übernommen hatte. Diese Reiter waren die Überbringer von Berichten und Befehlen. Wir sahen, wie sie ihre Pferde anhielten, deren Mäuler rauchten, und wie sie dann absprangen in den Schnee und grüßten. Eine Art Angst würgte aller Herzen, trotzdem plötzlich auf den Schneesturm die Sonne und ein dunkelblauer Himmel sichtbar geworden waren.

Der Marschall las die Botschaften, die ihm die Offiziere überbrachten. Er studierte die Karten, stellte die Richtungen fest, schaute nach Süden, nach Westen, vor allem nach Borissow, von wo her ununterbrochen die Kanonen donnerten.

Es dauerte eine gute Viertelstunde dann gab der Marschall, in aller Ruhe auf seinem Pferde sitzend, das schnaubte und mit den Hufen in den Schnee schlug, den um ihn versammelten Offizieren seine Befehle. Bald galoppierten Stafetten in allen Richtungen davon. Ganz nahe bei uns stieg ein Kürassierregiment, das abgesessen war, wieder zu Pferd und zog in kurzem Trab in der Richtung nach Borissow ab. Da ich als Wachtmeister auf der äußersten Rechten des Gliedes stand, hörte ich deutlich den Befehl, den der Marschall dem Obersten des Regiments eben gab:

„Los, auf Borissow! Es gilt, vor dem Feinde dort zu sein ... es ist die einzige Brücke, über die wir verfügen ... der Feind hat noch viele Leute dort, und ich folge Ihnen. In einer Stunde sind wir dort!"

In diesem Augenblick setzte sich die ganze Armee wieder in Marsch. Der Marschall war auf seiner Anhöhe zurückgeblieben und erforschte den Horizont mit seinem Fernrohr. Um ihn herum standen die Offiziere seines Generalstabs. Ihre unbeweglichen Umrisse zeichneten sich klar vom hellen Himmel ab. Sie warteten auf das Signal zum Abmarsch.

Unser Regiment war nach rechts abgeschwenkt. Wir brachen eben aus einem kleinen Gehölz hervor und befanden uns plötzlich auf kaum fünfzig Schritte vor der Hauptstraße. Ich glaube, ich werde bis an mein Ende die Erinnerung bewahren an das Schauspiel, das sich vor uns abrollte, so tief ist mir der Schrecken vor dem Anblick in mein Gedächtnis eingegraben.

Man stelle sich eine breite, ganz gerade Landstraße vor, die, so weit das Auge reicht, beidseitig eingefaßt wird von Birken, deren bereifte Zweige bis zur Erde hängen in der Form von Trauerweiden und auf denen die strahlende Sonne Flimmerblitze entzündete in den wie von Kronleuchtern herabhängenden Eiszapfen.

Aber in diesem feenhaften Rahmen zwischen den unbeweglichen Baumreihen, auf dem von den Füßen der bereits Vorbeigezogenen zerstampften Schnee, floß ein ununterbrochener Strom menschlicher Wesen wie ein Wildbach dahin. Alle marschierten mit gesenkten Köpfen, ohne ein Wort, einen Laut. Man hätte das Ganze für einen Gespensterzug halten können. Da und dort erhoben sich aus der Reihe einzelne Reiter, die von den ständig strömenden Wellen der Menschenflut mitgerissen schienen. Bisweilen fiel ein Mann in den weißen Staub am Rande der Straße. Nicht eine Hand streckte sich nach ihm aus. Er blieb liegen, wo er hingefallen war. Der Schnee diente ihm zugleich als Bett und Grab. Nicht eine Gruppe hatte auch nur mehr einen Schein von Organisation bewahrt. Keiner trug mehr Waffen, fast keine hatten mehr Uniformen, sondern nur mehr die unwahrscheinlichsten Lumpen bedeckten die Larvengesichter mit den blicklosen Augen in den tiefen, schwarzen Höhlen.

Als wir noch näher hinzutraten, hob einer dieser Elenden die Augen und bemerkte uns plötzlich. Da stieg in seinem Blick ein solches Staunen auf, daß der Mann auf einmal stehen blieb. Er machte eine Gebärde, wie wenn er um Hilfe bitten wollte; aber dann fiel seine erhobene Hand kraftlos hinab, und mitgerissen von den Nachdrängenden, ging er weiter, ohne die Kraft gefunden zu haben, auch nur ein Wort aussprechen zu können.

Fortsetzung folgt.